

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
ganzen Jahrgangs von 52 Nummern
8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzelle 1 Ngr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an. Vom Verleger direct
bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend-



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 16.

Donnerstag, am 15. April.

1852.

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines
Kriminalisten.

Von
Ernst Frise.

(Schluß.)

Wilhelm Petermann, ein augenscheinlich be-
gabter, höchst liebenswürdiger fideles Bursche, dem
sein Glück mit der schönen, reichen Meisterstochter,
womit er sich freilich etwas brüstete, in der Heimat
von seinen ehemaligen Kameraden beneidet wurde,
traf mit Einigen derselben in einem Gesellschafts-
lokale zusammen. Man trank, man lachte, man
scherzte und man neckte sich unter einander. Ein
bössartiger neidischer Schulkamerad warf dem, von
Freude und Bier aufgeregten Petermann die Worte
zu: er habe ja wohl im Hannoverschen viel gelernt,
zum Exempel: „Stiefeln ohne Nath machen.“

Petermann antwortete harmlos — ein Wort
gab das andere und der junge Bräutigam schil-
derte, ohne den bissigen Spott, womit gefragt wurde,
zu bemerken, mit glühendem Enthusiasmus seine
Braut. Der Spötter warf niederträchtige Bemerk-
ungen über sein Glück bei dem Mädchen hin, Pe-
termann wurde ernsthaft und verbat sich jede Be-

merkung über seine engelreine Braut. Als aber
der Spötter jetzt höhnisch auslachte und die Worte
herausstieß: „wenn sie so wäre, so müßte ja sein
Schwiegervater ein wahrer Dummkopf sein, daß er
seine Tochter einem solchen Lump gäbe“ da ent-
flammte der junge Mensch in so entsetzlicher, rasen-
der Wuth, daß er wortlos sein Messer zog und es
dem Beleidiger gerade in die Brust warf. Darauf
wurde er ergriffen und in's Gefängniß gebracht.
An dem steif und starr auf der Erde liegenden Er-
mordeten wurden alle möglichen Belebungsversuche
angewendet, aber vergebens! Weiter wußte der Ge-
sell nichts. Es war hinreichend genug, um die arme
Martha, die einer Leiche gleich auf der Thürschwelle
hockte, auf ewig elend zu machen, um alle Schel-
merei auf den Lippen Jettens erfrieren zu lassen,
um die unglückliche Meisterin von allen Brautwäsche-
gedanken zu befreien, um den Bewohnern der Werk-
statt alle Aussicht auf Punsch und Kalbsbraten zu
rauben und um die Magd in die kläglichsten Jere-
miaden ausbrechen zu lassen.

Nur der Meister Severin blieb von dem ge-
wöhnlichen Einflusse großer, erschütternder Gemüths-
bewegung, dem Verstummen, nicht allein verschont,
sondern es kam ein neues Leben über ihn. Aller

zurückgehaltene Grimm über frühere Nachgiebigkeit brach sich Bahn bis in seine Seele und löste dort die Fesseln des launenhaften Stummseins. Er eröffnete die Schlacht, die er jetzt zu gewinnen gesonnen war, mit einem so plötzlichen und gewaltigen Schläge gegen sein Schurzfell, daß die Kasse, welche behutsam auf das Fensterbrett gestiegen war, um zu sehen, was auf der Straße passire, im höchsten Schreck Kehrt machte und einige der eleganten Blumentöpfe, welche die Meisterin zur Parade im Fenster stehen hatte, ohne Gnade herunterwarf. Der Wirrwarr, der hieraus entstand, konnte jedoch nur für einige Secunden den Ausbruch des Zornes hemmen, womit der Meister die ganze Familie bedrohte und der lange aufgespeicherte Vorrath seiner Redefertigkeit donnerte dann wie eine Lawine auf die unschuldigen Häupter herab.

„Der Mann hat Recht,“ sprach er mit Bitterkeit, nachdem er erst in einigen Flüchen und Verwünschungen seinem verletzten Ehrgefühl Luft gemacht hatte — „er hat ganz Recht, ich bin der größte Dummkopf gewesen, der auf der Erde existiren kann, daß ich meine Tochter einem solchen Bagabunden, einem Mörder habe geben wollen — aber die Sache ist nun vorbei, rein vorbei!“

Martha hob mit rührender Bitte ihre thränenvollen Augen zu ihm auf — ach, sie fühlte ja selbst, daß es vorbei sein müsse — es konnte ja keine Rede davon sein, einen Mörder zu heirathen, aber ihr Herz, ihr schwaches, zärtliches Herz hing mit so unverminderter Liebe an dem Andenken des Bräutigams, daß es seine Schmähung nicht ertragen konnte.

„Na und nun keine Plinsereien, das bitt' ich mir aus, Mamsell. Poh Kuckuck und sein Küster! Kann ich hingehen und ihn vom Galgen losbetteln? sollen die Leute wirklich glauben, Du seiest Ausschuß, für den der Vater die Bettler auf der Straße gut genug hält?“

„Vater, sei nur barmherzig,“ stammelte das Mädchen, „ich will ja“ —

„Still!“ rief Fette dazwischen mit gebieterischem Tone, „still, nichts übereilt — nichts versprochen! Du bist seine Braut vor Gott und allen Menschen, sage Dich nicht eher von ihm los, bis es nöthig ist!“

„Ei, so sollte Dich ja der Kuckuck holen, Du Teufelsadvokat,“ fuhr der Meister sie an. „Wißt Du mir meine Wohlthaten so lohnen, daß ich sagen muß: ich habe eine Schlange im Busen genährt?“

„D, ich kann gehen,“ entgegnete Fette spöttisch. „Ist mein Herr Onkel so gnädig mich hier überflüssig zu finden, so suche ich mir eine Stelle, wo ich nützlich bin!“

„Es ist doch wenigstens sehr thöricht von Dir, einem Windbeutel das Wort reden zu wollen,“ entgegnete der Meister gelassener.

„Ich rede Niemanden das Wort, ich warne nur vor Uebereilungen, weil ich eben aus Petermanns Beispiel gelernt habe, daß Uebereilungen zur Sünde führen können.“

„Uebereilungen?“ fragte der Meister erstaunt. „Du nennst Petermann's Mord eine Uebereilung?“

„Was ist es denn weiter?“ Martha schmiegte sich mit einem blitzartigen Strahl von Hoffnung und Glück an ihre Cousine.

„Ei so muß die Hölle plagen!“ schrie von Neuem erboßt der Meister. „Uebereilungen, wobei ein Christenmensch seines Lebens nicht sicher ist, das sind ja kuriose Ansichten. Höre Mamsell Nichte, ich rathe Dir, den Bogen nicht zu scharf zu spannen und das Alter zu ehren, sonst möchte ich Dir denn doch bei aller Deiner Weisheit ein Abschiedslied singen, wie Du es noch nicht gehört hast.“

„Das will ich abwarten,“ sagte Fette fest und trozig.

Der Meister wendete sich zu seiner Tochter: „Dir rathe ich, Mamsell Marthe, ein für alle Mal, den Mosje Taugenichts Dir aus dem Sinne zu schlagen, künftighin meinen Willen zu befolgen und mir es zu überlassen, daß Du aus der Reihe der thörichten Jungfrauen kommst. Habe ich mich einmal vergaloppiert, so will ich doch dafür sorgen, daß es nicht wieder geschieht.“

„Onkel, bedenke Deine Reden — Du bist doch sonst weise und gemäßigt.“ Mit diesen Worten war ihm Fette ganz nahe getreten, hatte ihre Hand auf seine geballten Fäuste gelegt, und ihre hellen blitzenden Augen fast auf die seinen geheftet. „Besonnenheit und Klugheit sind Vorzüge, die ein Mann nicht leichtsinnig in die Wagschaale werfen muß.“

„Da bleibe ein Anderer besonnen,“ brummte der Meister. Er verstand seine Nichte und blickte rundum in die verwunderten Gesichter seiner Untergebenen, denen er in seiner Heftigkeit ganz artige und vertrauliche Mittheilungen gemacht hatte.

„Ja Onkelchen, junge Leute setzen bisweilen alte Köpfe auf und bilden sich ein, die Welt regieren zu können,“ fuhr Zette in ihrem ganz gewöhnlichen Tone fort. „So geht's mit heute. Ich fühle mich berufen, diesem Aufstritte hier ein Ende zu machen, damit wir uns nicht vor den Ohren aller Anwesenden von Neuem vergallopieren. Prüfen wollen wir, lieber Onkel. Ich werde in Deinem Auftrage nach St... reisen, um an Ort und Stelle, durch den Criminalbeamten dort, eine Einsicht in diese Geschichte zu bekommen. Was Du darnach zu beschließen für gut hältst, das wird Martha als Befehl betrachten und sich unbedingt demselben fügen.“

Meister Severin sah seine Nichte mit einem Blicke an, der ihr eine Verwandlung seiner zornigen Gefühle verrieth.

„Glaube es mir, wir haben uns nicht verplempert,“ schloß sie scherzend, „der Petermann ist durch und durch ein braver, vortrefflicher Junge. Zeugt nicht selbst seine Uebereilung von ehrenhafter Gesinnung?“ — Jetzt wendete sich das kluge Mädchen gegen die Gesellen herum, die aufmerksam zuhörten. — „Die Beleidigungen seiner Braut und seines Schwiegervaters rächte er durch seine unglückselige Handlung!“

Ein Beifallsmurmeln folgte in dem Kreise.

„Ich verdamme ihn nicht! Wer wirft von Ihnen den Stein auf ihn?“

„Kein Mensch!“ hieß es. Das Murmeln brach in Lobeserhebungen aus; Wilhelm Petermann erhob sich als ritterlicher Märtyrer aus diesem Gewühl der Empfindungen und der Meister empfand nicht mehr das Unbehagen, das seine gekränkte Eigenliebe bis zum Zorn angefacht hatte.

Er wurde den Vorschlägen seiner Nichte geneigt; er widerstand dem Plane nicht, nähere Nachricht über einen Vorfall einzuziehen zu lassen, der auf das Glück seiner Tochter influirte und mit dieser Nachgiebigkeit hatte er natürlich den Bestand ihres Verhältnisses bis auf Weiteres sanctionirt.

Die Leute zerstreuten sich — der fremde Geselle hatte sich schon früher heimlich von der Schwelle des Hauses entfernt, in welchem ihm nach diesen Vorfällen keine bleibende Stätte geboten werden konnte und die Familie blieb allein. Es war nicht zu erwarten, daß bei den verschiedenen Regungen eine allgemein harmonische Trauer in dem kleinen gänzlich verstörten Kreise herrschen konnte, allein Zettens Scharfblick hatte doch mindestens so viel vermittelt, daß keine betrübenden Spaltungen der Gemüther die Qual verschärfte, welche diese Erfahrung ohnehin mit sich führte.

Der Meister, wortkarg wie immer, begnügte sich, hin und wieder vor sich hin zu brummen — die Meisterin gefiel sich in seufzend ausgesprochenen Phrasen, wie: „es dünke sich doch kein Mensch vor Abend sicher — die Kinder auf der Gasse werden's sich erzählen — womit mögen wir das verdient haben!“ u. s. w. Zette sprach mit Einsicht von den Schritten, die sie für nöthig hielt und Martha weinte. Ihre Thränen waren nicht unvermischt von Groll und Bitterkeit gegen den Urheber derselben. Trotz aller Liebe erhob sich bisweilen zwischen dem Kummer und Schmerz ein Zorn, welcher den Bräutigam verdammt und trostigen Abfall von ihm verhieß. Müde und matt von Thränen, schlich sie endlich Abends in ihr Kammerchen und schloß mit dem Gedanken an ihre Liebe, aber auch mit dem fest beschlossenen Vorsatze ein: nicht auf ihn warten zu wollen!

Am nächsten Morgen mit dem Grauen des Tages saß Zette, resolut wie immer, in der Postkutsche, um sich über das Unglück des armen Bräutigams zu vergewissern und drei Tage später war sie wieder in der Heimat mit der unumstößlichen Gewißheit, daß die Brautwäsche vergebens gehalten war. —

Die Geschichte war richtig, nur bot sich ein Trost in dem Umstande dar, daß der Ermordete wieder lebendig geworden war und sich auf dem besten Wege zur vollständigen Genesung befand. Freilich befreiete dies den jungen Sünder nicht aus dem Gefängnisse und von den Qualen einer langweiligen Untersuchung, die jedenfalls mit einer mehrjährigen Haft enden mußte; allein das Licht der Hoffnung glimmte doch hinter dem Nebel von Möglichkeiten und darum mußte man sich jetzt hal-

ten. Der Meister zeigte dazu freilich wenig Lust und stellte, als das äußerste Ziel seiner Geduld, das richterliche Erkenntniß auf, aber die Meisterin gewann wieder neuen Muth und begann das unglückselige Ereigniß schon als einen Schreckschuß des Schicksals zu betrachten.

Was Martha dachte und träumte, wie Schmerz, Sehnsucht, Aerger und Ungeduld die Flügel bald mächtig und überwältigend über sie breitete und dann wieder eine trostlose Apathie ihr ganzes Wesen in Fesseln schlug, worin sie geneigt war, dem Willen ihres Vaters unbedingt zu gehorchen und Frau Kreissecretairin zu werden, das Alles wollen wir mit Stillschweigen übergehen. Trüb und traurig schlichen die Tage langsam dahin. Es vergingen Monate, ehe das Urtheil Petermanns gesprochen wurde und als dies endlich geschehen war, da mußten sich die verzagten Herzen mit aller Gewalt nur auf einen mildern Spruch des Appellationsgerichtes verträsten, um nicht allen Muth zu verlieren. Jahre sollten vergehen, ehe der Bräutigam seiner Braut wiedergegeben wurde und was dem Meister einen unüberwindlichen Umstoß gab — das Zuchthaus sollte während dieser Jahre seinem künftigen Schwiegersohne als Aufenthalt dienen.

Man hoffte jedoch auf Milderung. Während dieser schweren Zeit schrieb Petermann an seine Braut und auch an den Vater derselben. Eine dumpfe Verzweiflung athmete aus jedem Worte dieser beiden Briefe, aber auch ein redlicher, treuer Sinn. Der arme Bursche gab der Braut ihr Wort zurück und sprach mit wahren Gefühle seinen Dank aus. Man sah den Kampf in dem Gesichte des Meisters nach Empfang dieses Briefes — bald schien er freier zu athmen, bald brütete er über einen Entschluß, der gewiß sehr edelmüthig zu nennen gewesen wäre. Endlich ermannte er sich und antwortete. Er nahm das Wort der Resignation noch nicht an, sondern schob großmüthig die Entscheidung bis auf bessere Zeiten!

In Martha hatte der Brief die verzagende Liebe von Neuem zu einer schönen, wenn auch vielleicht nur augenblicklichen Gluth angeschürt, die ihr den Heroismus zu der Erklärung verlieh: daß sie hundert Jahre auf ihren Verlobten warten würde, ohne ungetreu zu werden. Aber ob dieser großartige Aufschwung Stich gegen eine Versuchung ge-

halten hätte, wollen wir unerörtert lassen. Wir wissen nur, daß Fette, die gute königlich preussische Cousine, täglich zu trösten, täglich zu ermahnen, täglich zu ermutigen und täglich zu unterstützen hatte.

Wäre Martha ein nervenschwaches, vornehmes Dämchen gewesen, so hätte diese ewige innerliche Aufregung sie siech und elend darnieder geworfen. Aber wenn auch dies nicht geschah, so begann doch die schöne Blüthe der Kraft und Gesundheit zu wanken und das Mädchen wurde sichtlich blaß und hager. Natürlich. Auch den festesten Kern durchsrißt ja endlich der Wurm.

Das Pfingstfest, mit allen seinen heiligen, glücklichen und schönen Erinnerungen war wiedergekommen. Befreit von allen Werktagsgeschäften gingen die beiden Mädchen, inniger als je verbunden, im Garten auf und ab, welcher sich bis zur Stadtmauer ausdehnte. Leise Lüftchen spielten im warmen Sonnenschein. Die Fliegen summten — fern her drang der Schlag einer Nachtigall! das heiße quellende Gefühl des Schmerzes öffnete Martha's Lippen unter den Reminiscenzen dieses Festes. Sie wiederholte ihrer Cousine mit allzugetreuem Gedächtnisse: wie sie im vorigen Jahre, nach dem Vormittagsgottesdienste hier gewandelt, wie Wilhelm Petermann zufällig in den Garten gekommen, wie sie sich verwirrt und doch so grenzenlos glücklich gefühlt — wie sie fast stumm eine ganze Weile unter dem Fliederstrauch gestanden — wie er plötzlich eine wunderschöne Rose entdeckt und sie ihr mit zitternder Hand dargereicht habe, gerade als die Mutter zum Mittagessen gerufen.

„Und am Nachmittage,“ unterbrach Fette die exaltirte Erzählerin mit mildem Spotte, „am Nachmittage, da hatte mein Cousinchen keine Lust zum Silberschießen zu gehen. Als der gestrenge Herr Vater es jedoch befahl, da steckte das Töchterchen trozig die prächtige Rose mit einem sehr bedeutsamen Blicke in den Gürtel und am Abend —“

„Ach, Fette, am Abend,“ (unter ausbrechendem Schmerze warf sich Marthe vor dem Fliederbusche auf die Knie nieder,) „da stand ich hier, da kam er, und wir sagten uns unsere Liebe, und die Mutter kam dazu, als er mir den ersten Kuß gab! und nun? und nun?“ Weiter konnte das arme Kind nicht, denn die Thränen überwältigten es. Fette führte sie eilig fort von dem Flecke, der so schmerz-

lich süße Erinnerungen darbot. Sie ging mit ihr hinab zur Gartenmauer, wohin auch eine Treppe geführt war, um gelegentlich auf die dicht daran grenzenden Felder blicken zu können.

Eine weite freundliche Landschaft breitete sich vor ihnen aus, zahllose Dörfer mit ihren spitzen Kirchtürmen lagerten am Horizonte, es waren lauter preußische Dörfer, das Städtchen mit seinen Gärten und Feldmarken bildete die hannöversche Grenze.

Die beiden Mädchen stiegen still hinauf zur Mauer und setzten sich, betrübt und voller Harm über die Gegend wegschauend, auf die Steinsitze, welche dort aufgerichtet waren.

Es schlug zwölf von den Thürmen der Stadt. Drüben im nächsten Dorfe ertönte das Geläute der Glocken. Die traurigen Mädchen achteten dessen nicht, obwohl es ungewöhnlich war. Bald summten vom Windhauch herbeigetragen, die Klänge der Kirchenglocken von allen Seiten ihnen entgegen. Ein Dorf nach dem andern begann zu läuten und seine traurig-schöne Klage durch die klare, stille Luft herüber zu senden.

„Sie läuten ja drüben in Preußen,“ sagte Martha zerstreut.

„Es wird wohl Jemand begraben,“ entgegnete Sette eben so.

„D, würde ich doch auch begraben,“ seufzte Marthe, die Sehnsucht nach ihm könnte mich wohl tödten. Mein Glück ist ja schon todt!“ —

„Tröste Dich nur Du armes betrübtes Herz! Leid und Glück schlummern oft in einer Wiege! höre nur, wie sie dort drüben traurig und feierlich klagen, Preußens König, der gute, weise Vater seines Volkes ist zum ewigen Frieden eingeschlummert. Er ist heimgegangen zu seinen Vätern! wie klagend, wie feierlich, wie rührend spricht der Schall aller der Glocken von dem Verluste, den das Land erlitten und Dir, Dir bringt sein Tod das verschwundene Glück zurück!“ —

Als der neue Herrscher in Preußen den Thron bestieg, als er mit dem ersten Act seiner Gnade in üblicher Amnestie den Schleier der Sühne über manche Vergehen ausbreitete, da gehörte glücklicherweise Wilhelm Petermanns leidenschaftliche Ueber-eilung zu den Verbrechen, die ohne Strafe verges-


sen und vergeben werden sollten. — Er wurde dem Leben, der Freiheit und dem Glücke wiedergegeben.

Ehe Martha eine Ahnung von so glücklicher Schicksalswendung haben konnte, stand plötzlich ihr treuer Freund in Demuth und Entzücken vor ihr und bat um Gnade.

Ob sie ihm verweigert wurde? gewiß nicht, denn sie ist sein treues Weib und der Meister be-reuet seine Großmuth nicht.

Die Aufforderung.

Eine Anekdote.

uf dem Kaffeehause zu S... in Frank-reich saß ein ganz unbekannter Mann, las die Zei-tungen und rauchte dabei sein Pfeifchen. Er war durchaus schwarz, aber dabei modisch gekleidet; eine irdene Pfeife, ein sehr weißer feiner Jabot und ein weißes Halstuch waren das einzige von weißer Farbe, was an der Kleidung des Mannes zu sehen war. Kurz darauf stürmte der Major v. L. herein. — Ein Mann, der eine Ausnahme unter den Kame-raden seines Ranges machte; der alle brüskirte, die er sah; dem jeder Vernünftige aus dem Wege ging, weil ihm immer eine Impertinenz auf der Zunge saß. Hinter ihm folgten noch einige Lieute-nants und Fähndrichs. Der Major war bei Laune. Er trat hinter den schwarzen Mann, machte aller-hand Männchen, und pukte zum Schein aus Ver-sehen das ihm zunächst stehende Licht aus. Sein Gefolge lachte. Der Fremde zündete es sich ruhig wieder an, und las weiter. Jetzt kannte der Ma-jor seinen Mann. Er konnte ihm was bieten. „Guten Abend, Schulmeisterchen,“ sagte er, bot ihm die Hand und mit demselben Griffe war die irdene Pfeife in Stücken.

„Marqueur, eine andere Pfeife!“ rief der Fremde. Das Gefolge lachte lauter. Der Major nannte den kleinen schwarzen Mann einen göttlichen Kerl. Da indessen weiter nichts mit ihm anzufangen war,

und der Major auch zu einer Partie Whist eingeladen wurde, so ging er mit seiner kleinen Suite in ein Nebenzimmer, und ließ den schwarzen Mann sitzen.

Dieser las seine Zeitungen fort, rauchte seine Pfeife und trank seinen Thee, ohne nur im Mindesten einen Zug von Unwillen über jenen infamirenden Hohn zu äußern. Nach einer langen Weile stand er auf, ging in das Nebenzimmer, wo der Major spielte, trat vor ihn hin, faßte ihn vorn bei einem Knopf auf der Brust und sagte: „mein Herr, morgen früh schießen wir uns.“ —

„So, so,“ fiel ihm der Major in das Wort. „Bringen der Herr Schulmeister Dero Fibel mit.“ —

„Sie haben keine Schande, sich mit mir zu schießen, ich bin Seekapitän in englischen Diensten. Morgen früh 6 Uhr treffen wir uns am Ende des Poetensteigs.“ Der Kapitän ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, fort; der Major lachte noch lange über den kleinen Schulmeister, aber der Wiß wollte doch nicht mehr so recht fließen. Der schwarze Mann mußte ihm gewaltig ins Gesicht gesehen haben. Er ward zerstreut, machte die auffallendsten Fehler im Spiele, und er, dem sonst keiner einen leichten Spott in den Weg werfen durfte, schwieg, als einige Offiziere ziemlich laut ihm zu verstehen gaben, daß, wenn die erste Lektion des schwarzen Scholarchen heute schon so gut angeschlagen habe, morgen recht viel Besserung zu erwarten sei.

Die ganze gestrige Gesellschaft erschien mit dem Major am folgenden Morgen auf dem bezeichneten Plage. Der Kapitän erwartete sie schon. Er hatte seine prächtige Uniform an. Man begrüßte sich gegenseitig sehr artig. Als die Begleiter des Majors bemerkten, daß der Kapitän keinen Secundanten bei sich hatte, offerirte sich einer von ihnen dazu. — „Mein Herr,“ antwortete der Seekapitän, „ich danke. Ich brauche keinen Secundanten. Ich habe meinen Jokai bei mir, falle ich, so weiß dieser, was zu thun ist. Sie alle sind Männer von Ehre, Sie werden mir kein Unrecht oder Gewalt thun lassen. Herr Major, wenn Sie keine Pistolen haben, die gut sind, so können Sie eine von den meinigen wählen.“ Er rief den Jokai herbei. Dieser hatte ein Maroquinkästchen unterm Arm. Der Kapitän öffnete es. Aus Indigo-Sammt-Futteralen bligten vier köstliche Pistolen

heraus. Der Major dankte und erwiderte, er sei auf seine Pistolen eingeschossen. Er war dabei un- gemein ernsthaft und feierlich; so hatte ihn noch kein Mensch gesehen. Die Manier des Seekapitāns brachte ihn aus aller Fassung. In diesem festen ruhigen Tone lag sein Tod. — Die Pistolen wurden geladen, und funfzehn Schritte abgemessen. Die Gegner standen auf ihren Plätzen. „Mein Herr,“ hob der Secundant des Majors zum Seekapitān an, „Sie sind der beleidigte Theil, Sie haben daher den ersten Schuß“ — Der Kapitān legte an. Todtenstille herrschte im Kreise der Zuschauer. Der Major erbleichte. Der Kapitān setzte ab und sagte: „weil der Herr Major nicht den zweiten Schuß haben wird, so soll er zuerst schießen.“ — „Sie scheinen ihrer Kunst sehr gewiß zu sein,“ entgegnete der Secundant; „um so edler ist Ihre Verzichtleistung auf den ersten Schuß. Allein ich und wir alle hier dürfen dies nicht zugeben. Sie stehen hier allein, ohne Secundanten. Sie haben sich unter unsern Schuß, unter unsere Gesetze gegeben. Schießen Sie.“ — „Ich will nicht sicher scheinen in meiner Kunst, sondern sicher sein! Ich kann keinen Wind machen. Meine Pistolen schießen sehr gut; sollen es selber sehen. Jokai,“ rief er dem Menschen englisch zu, „wirf etwas in die Höhe.“ Der junge Mensch holte sein Taschentuch hervor. — „Nein, etwas Kleineres, Geld oder einen Knopf, oder so etwas.“ Der Jokai brachte eine Pflaume aus der Tasche. — „Gut,“ rief der Kapitān, „wirf sie hoch in die Luft.“ Der Jokai warf die Pflaume hoch, der Kapitān zielte, schoß, und die Pflaume flog spritzend in tausend kleine Stückchen von einander.

Alle Umstehenden ergriff eine panische Furcht. Der Major war schon lebendig todt. Die Lippen zitterten ihm. Er wollte gesetzt scheinen, er wollte dem Seekapitān seine Bewunderung mündlich zollen, aber er konnte nicht sprechen; kaum war er fähig Athem zu holen, die Halsbinde hätte ihm plagen mögen. — Der Kapitān sprach kein Wort über seinen Pflaumenschuß. Er ladete in Gegenwart des Secundanten seine Pistole von neuem und stellte sich auf seinen Platz. Auch der Major faßte wieder Posto. „Schießen Sie, Herr Major!“ rief der Kapitān. — Der Secundant wollte wieder sprechen, wollte das Recht seines Amtes geltend

machen, aber der Kapitän ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern rief jetzt etwas rauber: „Schießen Sie.“ — Der Major schoß, und — fehlte. — „Schießen Sie noch einmal, Herr Major, Sie haben nicht gut gezielt. Falle ich, so ist es hier für die andern Herren ein Glück; sie müssen alle, einer nach dem andern, in meine Pistole sehen.“ — Diese Worte strichen wie Bürgengel an den Begleitern vorüber. Jeder betheuerte sich im Innern, nicht gelacht zu haben. Der Secundant widersprach dem zweiten Schuß nicht mehr. Der Major schoß jetzt für sie alle; lag dieses ernste Ungeheuer nicht im Sande, so schoß es alles nieder. Diese Ueberzeugung hatte ein Jeder. Der Major legte an, ihm kam es weiß und schwarz vor die Augen. Der Kapitän sah ihn fest und ruhig ins Gesicht. „Gestern,“ sagte er endlich, „war ich Ihr kleiner Schulmeister, heute muß ich Ihr großer sein. Sie halten zu hoch; so werden Sie mich nicht treffen.“ — Der Major schoß, und — fehlte. Ein kalter Fieberblitz traf aller Glieder. Jetzt legte der Kapitän an, setzte aber wieder ab. — „Herr Major,“ sagte er, „Sie sind ein elender Mensch. Ich habe gestern Abend mich nach Ihnen erkundigt, alle Leute haben schlecht von Ihnen gesprochen. Sie sind in zwei Minuten todt. Sind Sie fertig mit sich und der Welt, und mit dem großen Gott? Beten Sie, beten Sie fromm, und bitten dem ewigen großen Bergelter Ihre Sünden ab. Allen Menschen bitten Sie's ab, die Sie beleidigt haben; und Gott wird sich Ihrer Seele erbarmen. — Meine Herren, Hüte ab! wenn wir mit dem großen Meister der Welt sprechen, müssen wir mit unbedecktem Haupte sein. Beten Sie, Major“ — der Kapitän hieß ihn auf die Kniee niederfallen. Die ganze Gesellschaft that ein Gleiches. Mit zum Himmel gerichtetem Blick und gefalteten Händen fing der Seekapitän an im Namen des Majors zu beten. — Alle zogen die Hüte, der Tokai sein Mützchen. Eine furchtbare Pause. Keiner konnte ein Glied stille halten, so hatte sie des Mannes einfache Rede ergriffen. Dem Major schlug das Herz hörbar; er stand auf der Schauerbrücke zwischen Leben und Tod. Sein bestender Blick flog durch die Wolken. „Amen!“ lis-pelte es von den Lippen der Anwesenden. — Ach die Pflaume hatte die Herzen gerührt. — Alle bedeckten sich jetzt wieder, die Todesstunde hatte geschlagen.

Er hatte schon keinen Tropfen Blut mehr im Gesichte; er zitterte heftig, daß er nicht gerade aufstehen konnte. Seine Qual zu enden, legte der Kapitän rasch an, zielte, setzte ab, gab seine Pistole dem Tokai, und sagte verdrüsslich: „der Mensch ist nicht englisch Pulver werth.“

Am Abend erschien er wieder ganz schwarz im Kaffeehause; es neckte ihn Niemand. Der Major aber sah sich genöthigt, sogleich den Abschied zu nehmen.

Die Marterssäule.



In schweres Gewitter hatte sich am Ostersonntage im Jahre des Heils 1213 über den Höhen des Speffart gelagert — so weit das Auge sah, war der Himmel mit Nacht umhüllt, die alten Tannen sausten und krachten im Sturm, und in gewaltigen Güssen schlug der Regen nieder.

Auf einem der höchsten Felsengipfel ward *U d a l b e r t*, der Vogt des Ritters von Rhingau, vom Unwetter überrascht. Ungemessene Jagdlust hatte ihn selbst in's Gebirge getrieben, aus dem er den Rückweg nun mühsam suchte; denn kaum vermochte sein Fuß auf dem schlüpfrigen Gesteine zu haften, während er oft mit aller Kraft an den vorspringenden Felszacken sich festklammern mußte, um von der heulenden Windsbraut nicht in die Tiefe geschleudert zu werden. „Verdammt!“ rief er unwirsch vor sich hin, „mußte mich auch Satans Blendwerk auf die verwünschte Fährte locken — wahrlich, Vater Bruno hatte Recht, als er mich abmahnte von meinem sündlichen Beginnen — doch wer konnte glauben, daß eines unschuldigen Wildbratens wegen (wobei ich sicherlich auch sein Kloster nicht vergessen hätte) solch' ein Ungewitter würde heraufbeschworen werden.“

In diesem Augenblicke gewahrte er tief unten am Fuße der Höhe eine weibliche Gestalt, die, halb umhüllt von dunkeln Wolkenschleiern, mitten im Sturme ruhig dastand und ihn zu sich zu winken schien.

Wohl zuckte der Gedanke durch Adalberts Brust, ob nicht auch diese Erscheinung ein Werk des Bösen sei, der ihn zu verlocken suche, aber sogleich überwand er die unmännliche Furcht und folgte der Weisung. Schon hatte er nach einigen lecken Sprüngen über den Abhang entdeckt, daß die Unbekannte nur in der Stur einer Köhlerhütte stehe, deren erloschenes Feuer sie in Nebel hüllte, — als er sich plötzlich aufgehalten sah.

Der Wildbach flutete, war durch den Regenguß furchtbar angeschwollen, ganze Felsenstücke wälzte er schäumend mit sich fort, während hoch und steil das andre Ufer sich erhob. Sinnend stand Adalbert still, als die Unbekannte plötzlich einen lauten Schrei ausstieß: rasch wandte er sich und dicht neben ihn stürzte das mächtige Kreuz, zum Troste der Pilger hier am Wege errichtet, laut krachend darnieder — der Sturm hatte das längst vermorschte hingeschmettert.

Trotz der ersten Bestürzung gewährte der junge Bogt sogleich, daß der gesunkene Stamm einen Steg über das Wildwasser gebildet habe — noch einmal winkte die Fremde, und schon trug sein frevelnder Fuß ihn zu ihr darüber! —

„Gott grüß Euch, Jungfrau,“ sprach er, betroffen über die ungewöhnliche Schönheit des Frauenbildes, „seid Ihr mir doch erschienen einem Englein gleich, von Sct. Hubertus abgesandt, einen verirrtten Jägersmann aus seinen Nöthen zu retten.“

„Tritt nicht herein, Fremdling,“ tönte in diesem Augenblick eine gresle Stimme, und er gewahrte ein mumienartiges weibliches Wesen, das ihm abwehrend den Stab entgegen hielt — „besser ist's, Du verendest draußen im Unwetter, als daß Du eingehst in die Behausung, die mit dem Fluche belastet ist.“

Eben war der Köhler, von seinen beiden Söhnen begleitet, heimgekommen. „Was faselt wieder die Alte,“ rief er unwillig — „sie ist da oben nicht immer richtig,“ wandte er sich zu Adalbert, indem er ihm treuherzig die Hand bot, „seid mir willkommen in meiner Hütte; nicht wahr, bei solchem Wetter muß jedes Obdach erwünscht sein?“

Adalbert dankte für die herzliche Aufnahme, doch zog er rasch die Hand zurück; sie blutete ein wenig von den langen Nägeln der derben Köhlerfaust.

„Verzeiht, Junker!“ sprach jener lächelnd, als sie in die ärmliche Stube traten, „ich vergaß, daß nicht jeder einen Lederhandschuh trage.“

„Sagt, wie kommt es doch,“ fragte der Bogt, „daß Ihr auch selbst heute nicht rastet, am Ostertage, dem ersten Feste der Christenheit.“

„Heute Ostern? nicht möglich,“ rief der Köhler fast erschrocken, „heda, Großmutter, wo hast Du das Kerbholz?“

Die Alte hatte in einem Winkel sich niedergekauert und kicherte halblaut vor sich hin, ohne auf die Andern zu achten, während Gertraud, so hieß die liebliche Tochter des Köhlers, ihm das Verlangte brachte.

„Es ist richtig,“ sprach er nachrechnend, „wir waren um zwei Tage zurück — nun Gott strafe nicht die Sünde; — darum also verlöschte der Regen unser Feuer!“

„Kommt Ihr denn niemals herunter nach dem Dorfe im Thale?“ fragte der junge Mann verwundert.

„Selten — hab's schon seit Monaten nicht gesehn,“ versetzte jener, „wir gehn lieber nach Ermingen zur Kirche, ob es gleich 5 Stunden entfernt liegt, und dorthin waren seit lange alle Wege verschneit — wir sind nicht eben sehr befreundet mit denen aus dem Thale“ — fügte er mit seltsamen Lächeln hinzu — „doch Ihr werdet schlecht unsere Gastlichkeit zu rühmen wissen, wenn wir Euch so trocken sitzen lassen — auf, Gertraud, bring uns, was Deine Speisetruhe vermag — vor allem vergiß den Methkrug nicht!“

Das Gespräch wurde lebhafter; Adalbert erfuhr, daß er, obschon im ganzen Gebirge bekannt, doch nichts von der Köhlerhütte habe hören können, weil ihre Bewohner ganz abgeschlossen lebten; er erzählte, daß sein Gebieter Hugo v. Rhingau schon seit Jahren in das gelobte Land gezogen sei und ihm die Verwaltung seiner Burg übertragen habe; — auch der Alte war früher Kriegsmann gewesen und hatte einen Kreuzzug unter dem Rothbart mitgemacht; er wußte gar vieles von seinen Abenteuern in jenen Ländern zu erzählen, indeß der junge Mann volle Muße hatte, seine Wirthe zu mustern. Trotz ihres verwilderten Aussehens glaubte er doch einen Anschein von Gutmüthigkeit zu entdecken — seltsam fiel ihm bei Allen das lange, dunkle, verwortene

Haar auf — auch bemerkte er wohl, daß der jüngere der Söhne öfter drohende, tückische Blicke auf ihn warf — doch am öftersten weilte sein Auge auf Gertrauds lieblicher Gestalt, und auch die Jungfrau schien nicht ungern den Reden des schmucken Burgvogts zu lauschen.

Indeß war die Abendmahlzeit bereitet; erst jetzt bemerkte Adalbert, als er seine durchnästen Kleider ablegte, daß er an einer spitzigen Felsenecke den Arm wund geritzt hatte; in diesem Augenblicke aber stürzte mit einem furchtbaren Saße der jüngere der Brüder auf ihn los, den Stuhl hinauf, und packte ihn bei der Kehle, während der Andere rasch seine Hand ergriff und festhielt. „Bin ich unter Mörder gefallen!“ rief der Jüngling auffpringend, aber mit Riesenkraft schleuderte der Alte die Beiden zurück. „Seid Ihr toll?“ rief er — angstvoll stürzte Gertraud herbei, auch die Greisin hatte sich aufgerafft und winkte mit der entfleischten Hand nach der Thüre, während die Söhne nun beschämt zu Boden blickten.

„Ihr müßt es ihnen schon vergeben,“ sprach der Köhler, „es war so übel nicht gemeint — aber der Anblick des Blutes macht die Burschen immer auf ein Paar Augenblicke wild — es ist ein altes Erbübel in unserer Familie — und auch Ihr bittet den Junker, daß er Euch Euer tolles Betragen verzeihe.“

Willig bot Adalbert ihnen die Hand; obwohl aber das Mahl ohne Störung zu Ende ging, fühlte er sich dennoch etwas unbehaglich und suchte gar bald das Lager, das, so gut es anging, ihm in der Nebenstube bereitet war.

Ermüdet hatte er sich auf die Lagerstätte von weichem Moose, das einige Wildhäute bedeckten, hingeworfen, bald hörte das Flüstern nebenan auf und schon war er fast entschlummert, als heller Lichtglanz seine Augen blendete. Dieser drang aus der anstoßenden Kammer, die nur eine dünne Bretterwand von ihm schied — leise raffte er sich auf und schlich näher — da die Wand aus den Fugen gewichen war, entdeckte er bald Gertraud kniend vor einem Heiligenbilde, vor welchem eine Ampel brannte — sie war im Nachtkleide, gelöst wallte ihr dunkles, reiches Haar bis zu den Füßen herab, ihr Antlitz war mit dem Ausdrücke des Schmerzes zur Erde geneigt — nimmer, das mußte er sich gestehen,

hatte er solche Schönheit geschaut — jetzt erhob sie langsam ihr Haupt zu dem Bilde und mit einem Rufe des Schreckens sank sie zusammen.

Schnell wich der schwache Verschlag Adalberts kräftiger Faust, schon war er bei ihr, schon hielt sein Arm die Ohnmächtige umfaßt, und als sie wieder die Augen aufschlug, hatte er bereits den Gegenstand ihrer Furcht gefunden. Das alte Bild stellte in rohen Umrissen den Sieg des Erzengels Michael über den Höllenfürsten dar, aber der Lampenrauch hatte mit der Zeit das ganze Gemälde geschwärzt, nur Satans Antlitz war unverseht geblieben und grausenhaft wie aus dem nächtlichen Abgrund grinsten die entstellten Züge von der Wand herab. —

„Schütze mich, Heiliger,“ rief das Mädchen, noch betäubt sich an die Brust des jungen Mannes schmiegend, „nein, Du läßt mich nicht dem Bösen zur Beute werden, — schon streckt er die Krallen nach mir aus — er ruft — ich muß ihm folgen — hinaus in den Wald — durch die Haide — hilf, hilf, sonst bin ich verloren!“

Leichenblaß war ihr Antlitz, ihre Muskeln zuckten fieberhaft — selbst Adalbert ward unheimlich zu Muth. „Spricht der angeborene Wahnsinn aus ihr — oder drückt sie etwa geheime Schuld — lügen diese Unschuldsmienen,“ murmelte er vor sich hin.

Indeß war sie wieder zu sich gekommen, sie athmete tief auf und wand sich aus des Jünglings Armen los. „Ach seid Ihr es,“ flüsterte sie leise, „ein schwerer Traum war über mich gekommen — dank, dank Euch, daß Ihr mich daraus erwecktet.“

„D könnte ich für immer Euch die bösen Träume verscheuchen,“ sprach Adalbert, ihr treuherzig in die großen Augen blickend.

„Die sind hier heimisch auf den wilden Höhen,“ versetzte sie, „o ihr Glücklichen, im Thale unten wisset freilich nichts von den finstern Nachtgebilden, die den Menschen feindlich hier oben walten.“

„Und wolltet Ihr nicht diese Dede verlassen und mit folgen nach dem reizenden Thale, wo Schloß Rhingau liegt,“ fuhr der Jüngling feurig fort, ihre Hand ergreifend, „in die Kreise froher, geselliger Menschen, wo Friede und Segen wohnt, wo die Liebe ersetzen würde, was Ihr hier oben verliert, wo“ —

Da öffnete sich die Thüre, durch das Geräusch herbeigezogen trat der alte Köhler herein; leise drückte Gertraud Adalberts Hand, dann wandte sie sich und schlüpfte aus dem Gemache.

Als Adalbert zurückgekehrt war, suchte er sogleich Erkundigungen über die Bewohner der Köhlerhütte einzuziehen, die jedoch wenig befriedigend lauteten. Keiner kannte sie näher, alle mieden sie und verriethen eine, wie es schien, grundlose Abneigung; nur einige Alte schüttelten bedenklich die Köpfe und ließen einige Worte über die seltsamen Gerüchte fallen, welche über diese Familie herrschten — ja Vater Bruno, ein Benediktiner, der das Amt des Burgkaplans auf Rhingau versah, schalt gewaltig, schilderte ihm das ganze Ereigniß als eine List des Bösen und warnte ihn vor dessen Fallstricken, vielleicht war es der Verdruß über die Vergeblichkeit seiner Bemühungen, der ihn bald nachher auf ein langwieriges Krankenlager warf.

Denn trotz dem Allen setzte Adalbert seine neue Bekanntschaft eifrig fort und gewöhnte sich allmählig an das seltsame Wesen der Waldbewohner, täglich zog ihn Gertrauds Liebreiz mehr an, bald bemerkte er, daß auch sie ihn leidenschaftlich liebte, rasch war sein Entschluß gefaßt, er hielt um ihre Hand an und sie ward ihm, wenn auch nicht ohne Widerstreben, von dem Vater zugestanden. Nur einige Wochen sollte die Verbindung aufgeschoben werden, weil der Burgvogt seine weitentfernten, hochbejahrten Eltern herbeizuholen wünschte; indeß war er in der Hütte ein täglicher Gast, und, mit den Anstalten zum Empfange seiner Braut beschäftigt, verlebte er in froher Hoffnung glückliche Stunden.

Einst als er spät Abends aus dem Gebirge heimkehrte, ward er von einem ungeheuern Wolfe angefallen, den aber seine muthige Gegenwehr bald mit blutigen Klauen in die Flucht trieb. Das Erscheinen dieses Thieres mahnte ihn an die vorgerückte Jahreszeit, in welcher ganze Rudel dieser Unthiere mit unglaublicher Wildheit und Mordgier die Wälder durchstreiften, und fast war es ihm nicht unlieb, daheim die Nachricht zu finden, daß seine Eltern ihres hohen Alters wegen nicht bei dem Feste eintreffen würden, da nun der einzige Grund des Aufschubs gehoben war.

Gleich am folgenden Tage eilte er, diese Kunde

dem Hause seiner Braut zu bringen, wo er Alles sehr verstimmt antraf. Die Großmutter, hieß es, sei plötzlich erkrankt, der Alte schien mißgelaunt und sprach wenig, die Söhne zeigten wie immer finstre und tückische Mienen, selbst Gertraud schien sehr niedergeschlagen und abgehärmt, und als Adalbert an das Lager der Greisin trat, stieß diese furchtbare Flüche gegen ihn aus und kehrte mit den Geberden des Widerwillens und Hasses ihr tiefgefurchtes Antlitz von ihm ab. Nur aus abgerissenen Worten entnahm er, daß die Alte Reifig zu spalten versucht und dabei mit der Art den Arm schwer verletzt habe; als er sein Abenteuer erzählte, warnte man ihn vor den schon häufigen Unthieren, und der ältere Sohn versprach ihn eine Strecke zu geleiten, als er früher wie gewöhnlich aufzubrechen beschloß.

Indeß sich jener zum Gehen anschickte, gelang es dem Vogte einige Worte mit Gertraud allein vor der Hütte zu wechseln. Sie war seltsam aufgereggt, leidenschaftlicher als je, dabei voll ängstlicher Ahnungen; Adalbert suchte ihre Besorgnisse wegzuscherzen und fragte sie lächelnd, ob sie nicht auch eifersüchtig wäre?

„D nicht an Deiner Treue zweifle ich,“ sprach sie, „aber die Lust beneide ich, die Du athmest, mit dem Winde zürne ich, daß er Dich umweht, mit den Wolken, daß Dein Auge auf ihnen weilt — wahrlich, glücklich preise ich jene heidnische Prinzessin, von der mein Vater im heiligen Lande gehört, daß sie die Asche ihres Gemahls genos, doch was, die kalte Asche, Dein warmes Herzblut möchte ich, Dein glühendes Leben — lebend, lebend will ich Dich — mir gibt der Tod nicht Hoffnung, nicht Glück — nur, wo Du weilst, ist mein Himmel, und meine Hölle, wo Du nicht bist — ohne Dich mag ich keine Seligkeit — Dir folgt' ich nach in die ewige Verdammniß!“

„Wie magst Du doch also sündhaft sprechen,“ versetzte Adalbert, über ihre Heftigkeit betroffen — „ist das meine sanfte Gertraud — bangt mir doch fast selbst vor solchen lästerlichen Reden.“

„D Du hast Recht,“ sprach sie, „ja ich fühl's, es naht bald wieder meine böse Stunde — o wäre ich doch,“ setzte sie seufzend hinzu, „schon fort von hier!“ —

„Bald folgst Du mir ja, nur noch zwei Tage und —“

„Nein,“ unterbrach sie ihn heftig, „komm früher, wenn Du mich liebst, komm morgen schon — nein, heute noch — fort, laß uns fliehen, hier ist nicht gut weilen — o folge meiner Angst, hinweg, hinweg!“

„So sei es denn,“ sprach Adalbert, den auch unerklärliche Besorgniß ergriff — „ja, Morgen schon führe ich Dich heim, doch rede, was deuten Deine Reden, woher diese Angst, Du birgst mir ein Geheimniß.“

„Es ist nichts,“ versetzte sie, „nur leere Einbildungen plagen mich hier in der Dede — laß mich.“

Doch fest hielt der Geliebte sie umfaßt. „Du bist mein Weib,“ sprach er herzlich, „wird uns auch erst morgen der Priester verbinden, bist Du es doch schon vor Gott — kein Geheimniß soll zwischen uns walten — ich wollte nicht früher forschen und in Dich dringen, doch jetzt darf ich Dein Vertrauen fordern — sieh, ich halte Dich für rein von jeglicher Schuld, und wenn Du selbst schuldig wärest, so,“ —

Da tönte ein lautes Schmerzgestöhne der Alten aus der Hütte; Gertraud riß sich los und eilte hinein; eben wollte Adalbert ihr folgen, als er ihren Bruder neben sich stehen sah.

„Die Sonne neigt sich allmählig zum Untergange,“ sprach er, „wollt Ihr nicht wieder also gefährliche Begegnung gewarten, rathe ich Euch aufzubrechen — zwar, wir haben Vollmond, doch grade dann streifen am meisten die gefährlichen Gäste.“

„Ich gehe,“ sprach Adalbert, „doch bleibt nur immer daheim; auch ohne Euch weiß ich bereits den Rückweg durch Nacht und Nebel zu finden; wozu Euch der Gefahr aussetzen auf dem einsamen Heimweg?“

„Ei, wir thun einander Nichts,“ grinste der Köhler, „Sie wissen, daß auch wir die Leute aus den Thälern nicht lieben, obgleich wir uns jetzt mit ihnen verschwägern — heida — denke mir auch bald eine Braut von da unten heraufzuholen!“

Den jungen Mann verdross das widerliche Gelächter seines Begleiters; er erwiderte nichts, und so gingen sie schweigend mit einander durch die einsame Waldung dahin.

„Was macht Eure Großmutter,“ nahm end-

lich Adalbert wieder das Wort, „däuchte mich doch, als ob ich sie laut jammern hörte, als ich von Euch ging.“

„Ei, alte Weiber lieben zu winseln,“ lachte jener, „will sie noch heut Nachts spazieren führen in's Freie — da wird ihr wieder wohl werden im Grünen, es wird eine herrliche Nacht heut geben, seht Ihr dort den Vollmond hinter den Tannen aufsteigen? mir wird ganz eigends zu Muth, wenn ich nur daran denke — lebt wohl — glückliche Heimkehr, lustige Hochzeit, ich muß zurück!“

„Noch einen Augenblick, ich bitt Euch,“ sprach jener, „seht Ihr dort die bemooste Marterssäule am Berge, an der mich mein Weg vorüberführt, schon oft wollte ich Euch fragen, wißt Ihr nicht, zu wem's Angedenken das alte Steinbild errichtet ward?“

„Dummes Geschwäg — ein altes Märchen, von dem manchmal die Großmutter faselt, laßt das, man spricht ungern davon.“

„Nein,“ rief Adalbert, in dem eine dunkle Ahnung aufzusteigen begann, „Ihr sollt, Ihr müßt mir Aufschluß geben, ich lasse Euch nicht eher von hinnen, was deutet die Marterssäule dort?“

„Was habt Ihr davon?“ sprach jener mürrisch, „vor Menschengedenken soll einmal in einer rauhen Winternacht ein Pilgersmann, im Schneegestöber von Wölfen verfolgt, eine Zuflucht in unserer Hütte gesucht haben, die damals mein Urahn bewohnte — dieser, der vermuthlich übler Laune war, hieß ihn zum Teufel gehn, — da habt Ihr das Ganze!“

„Und die Marterssäule?“

„Nun dort ward er Morgens von den Wölfen zerrissen gefunden — Gute Nacht!“

Der Morgen dämmerte und fand Adalbert noch auf seinem Lager — seltsame Träume hatten ihn die Nacht hindurch geäfft, — er hörte das Angstgeschrei des verfolgten Pilgers, wollte ihm zu Hilfe eilen; da fühlte er plötzlich sich von Gertrauds Hand erfaßt. „Laß uns fliehen,“ rief sie, „hier ist nicht gut weilen,“ aber seine Füße hafteten wie angewurzelt am Boden, und stets dichter wob sich ein schwarzer Schleier um die Beiden her — der Athem schwand ihm, seine Sinne vergingen, da warf sich Gertraud wildjauchzend an seine Brust: „mein bist Du,“ rief sie, „für Ewigkeit mein“ — und

wie er in letzter Anstrengung seiner Kräfte jetzt den schwarzen Schleier zerriß, sah er sie neben sich von hellen Lichtglanz verklärt und hörte sich von schmetternden Harmonien begrüßen, ja die Töne währten fort, nachdem er längst die Augen aufgeschlagen hatte.

Es waren fröhliche Jagdhörner und muntre Schalmeyen, womit das Burggesinde, welches den wackern Bogt herzlich liebte, ihn an seinem Hochzeitmorgen erweckte; zahlreich hatte es sich unten versammelt, entschlossen, ihn so nach der Wohnung der Braut zu begleiten, und als Adalbert volle Humpen für sie herbeizuholen gebot, steigerte sich ihr Frohsinn zur ausgelassenen Lustigkeit.

Indeß hatte Adalbert das stattliche graue Wamms angelegt, das Sammtbarett mit der wallenden Feder keck auf das Haupt gesetzt, den blanken Jagdspieß ergriffen und trat freundlich grüßend unter seine Gäste, die rasch sein Blick übersog. „Ist Vater Bruno noch nicht wach,“ fragte er, „oder hält ihn wieder seine Krankheit an's Lager gefesselt?“

„Der Burgpfaff starb heut in der Nacht,“ sprach Ulfo der Thurmwart, „ich meinte schon, ob die Verlobung nicht aufgeschoben werden sollte — denn Leichenzug und Brautzug reimen sich nimmer gut mit einander.“

Eine Wolke des Unmuths überflog Adalberts Stirn. „Er ruhe sanft,“ sprach er, „doch die Todten sollen nicht die Angelegenheiten der Lebenden stören — sendet ins Kloster um einen andern Geistlichen, der uns bei der Andreaskapelle erwarte — und nun laßt uns ausbrechen, Freunde, die herrliche Jungfrau, die ich mir erkoren, in diese Mauern zu holen.“

Auf's Neue erklangen Schalmeyen und Hörner; der Zug setzte sich in Bewegung, Adalbert weit voran; eine seltsame Ahnung spornte ihn dem Ziele entgegen, es war ihm, als wolle eine feindliche Macht immer noch Hindernisse zwischen ihn und Gertraud legen — mit besflügelten Schritten eilte er die Höhen hinan; schon hatte er die Begleiter aus dem Gesichte verloren, er bemerkte es nicht; den schmalen Pfad verlassend schlug er den kürzesten Weg durch das Gestrüpp über die Felsen ein; vor ihm her gaukelte das Bild der lieblichen Gestalt, ihn zu sich winkend — so wie er sie das

erstemal erblickte, und hundert liebliche Phantasiegebilde hatten längst die Gesichte der Nacht ver- scheucht — erstaunt fand er sich schon an dem Fuße des Felsens, von dessen Spitze die bemooste Marterssäule wie ein finst'rer Mahner drohend herab- sah. Es drängte Adalbert einen andern Weg ein- zuschlagen, um nicht an dem Standbild vorüber- gehen zu müssen; doch zuvor blieb er stehn und blickte sinnend einen Augenblick zu ihr empor.

„Ruhe Deiner Seele, Unglücklicher,“ sprach er ernst, „ich will Todtenmessen für Dich lesen lassen — möge Dein Geist nimmer auferstehen aus dem einsamen Grabe, die Schuld des Ahns an den schuld- losen Enkel zu rächen.“

Horch, was war das — welch ein Ton schlug an seine Ohren, er blickt um sich — ja es ist! — Entsetzen sträubt sein Haar — ein Rudel Wölfe mit weitaufgerissenen Rachen und glühenden Augen — nur wenige Schritte fern — stürzt schnaubend auf ihn heran — verzweifelt sucht er die Höhe zu gewinnen — die Ungeheuer ihm nach — stür- zendes Steingeröll prasselt hinter seinen Füßen — ihr Geheul folgt ihm auf den Fersen — umsonst bie- tet er alle Kräfte auf — sie sind dicht hinter ihm — er hört das Schnauben ihrer Rüstern — jetzt schlägt eins der Unthiere die Zähne in seinen Fuß — Blut rieselt über das Gestein — aber die Todes- angst verdoppelt seine Eile — höher und höher klimmt er — schon ist der Vorsprung wieder ge- wonnen. — Da brechen seine Knie, an der Mar- terssäule sinkt er erschöpft zusammen.

Sie nahen — noch eine Minute und — horch, da tönt kaum vernehmlich unten aus dem Thale der fröhliche Hörnerklang — es sind die Genossen — neue Hoffnung durchzuckt Adalberts Brust, rasch ergreift er das Jagdhorn — lautschmetternd er- gellt sein Nothruf — horch sie geben Antwort — jetzt biegt der Zug um die Felsdecke — und jetzt haben die Wölfe ihn erreicht. — Das Horn weggeschleu- dert — den Speer ergriffen und dem ersten Un- geheuer tief in die Brust gebohrt. — Da bricht der Stahl. — Doch noch ist der Schaft in des Jünglings Faust geblieben und es beginnt der Kampf der Verzweiflung.

Sie kamen zu spät — furchtbar zerfleischt lag Adalberts Leiche am Boden. — Doch — schrecklich mußte der Kampf gewesen sein — um ihn fünf

der Wölfe, die beim Nahen des Zuges entflohen — doch wer vermag das Entsetzen der Versammelten zu schildern, als man die Körper der Getödeten aufhob und an dreien menschliche Antlitz entdeckte. Es war ein Mädchen, eine Greisin und ein bejahrter Mann, den man als den alten Köhler erkannte. In ihm fand sich noch eine Spur des Lebens, man brachte ihn zu sich und schleppte ihn dann vor das peinliche Gericht nach der Stadt Würzburg, da der Vorfall allgemeines Aufsehen erregte. Lange Untersuchungen wurden gepflogen, in denen gar scheußliche, unsäglich gräßliche Dinge an den Tag gekommen sein sollen — doch starb er bald im Gefängnisse. Die Leiche wurde verbrannt, die Asche in die Winde zerstreut, die Hütte von Grund aus zerstört.

Von Gertrauds Brüdern ward nichts mehr gehört.

Wenigen Lesern dürften die historischen Thatsachen bekannt sein, aus denen die Grundzüge dieser Skizze geschöpft sind. Der Wahnsinn, in dem man sich in Wölfe verwandelt glaubte (Lykanthropia) fand sich in jener trüben Zeit des Mittelalters selbst bei ganzen Ortschaften, die zu gewissen Zeiten unter „Wolfsrudeln mit ganz unbändiger Wuth und Mordlust“ durch die Wälder hinstreiften. Da man als Wirkung des Bösen betrachtete, was nur Folge des tiefen Elends der armen Volksclasse war, legte sich geistliche und weltliche Obrigkeit lange vergeblich ins Mittel; die Scheiterhaufen rauchten; bis endlich bei gesteigerter Kultur die ganze Sache bis auf den Namen verschwand.

An den Mond.

O könnt' ich folgen Deinem Strahl
Und wandeln Deine Bahn!
Zu Dir aus diesem Nebelthal
Mich schwingen himmelan.

Der Du mit ruhig klarem Blick
Zur Erde niederschaust,
Auf manches traurige Geschick
Des Trostes Balsam thaust.

Des Schein auch mir ins wunde Herz
Oft Ruh' und Frieden goß,
Daß lindernd über meinen Schmerz
Der Wehmuth Thräne floß.

Ein Engel, wahlst Du durch die Nacht
O Mond, im sanften Lauf;
Drum zieht es mich in stiller Nacht
Zu Deinem Glanz hinauf.

Sommerabend.

Wenn fern im West der letzte Strahl
Der Sonne sich verliert,
Und noch im Scheiden Berg und Thal
Mit gold'gem Schimmer ziert,
Wird mir um's Herz so wunnig bang,
Schwillt es so sehnsuchtsheiß,
Daß es vor überfeligem Drang
Sich nicht zu retten weiß.

Dann schweift wohl über Wald und Flur
Mein Blick in stummer Luft;
Dann werf' ich mich so gern, Natur
An Deine Mutterbrust.

Wie wird so kindlich froh und weich
Mein schwärmerisch Gemüth,
Wenn saft heran die Dämm'ung schleicht
Und bleich der Mond erglüht;

Wenn friedlich reihet sich Stern an Stern
Am dunkeln Himmelsgrund,
Die Nachtigall belausch' ich gern
Im Hain zu solcher Stund';
Und was von ihrem heitern Sang
Mein horchend Ohr erlauscht,
Aus meiner Brust mit freud'gem Klang
Ist's oft als Lied gerauscht.

Wilhelm Williard.

Spanisches Lied.

Die Zither nehm' ich in die Hand,
Den Degen gürt' ich um die Lende,
Und nun hinaus ins weite Land,
Und Lieb' und Liebe ohne Ende.
Denn wo ein glühend Auge spricht,
Ein roß' Mädchenangeficht:
Ich hasse Deine Klänge nicht, —
Da sing ich meine schönsten Lieder;
Von ihren Lippen tönt es wieder.

Doch will ein störender Rival
Dem süßen Liebesspiele wehren,
Dann bliße Du, mein heller Stahl,
Zum ritterlichen Kampf der Ehren.
Das Schwert, das Schwert hat guten Klang,
Es singt den lust'gen Siegesgesang
Es singt des Feindes Untergang.
Und weiter klingen meine Lieder,
Von ihren Lippen tönt es wieder.

Die Zither nehm' ich in die Hand,
Den Degen gürt' ich um die Lende,
Und nun hinaus ins weite Land,
Und Lieb' und Hiebe ohne Ende.
Wo ein hispan'sches Mädchen blüht,
Zu der mein Herz in Liebe glüht,
Wo kämpfend meine Klinge sprüht:
Da sing' ich meine schönsten Lieder,
Von ihren Lippen tönt es wieder.

Adalbert Mittau.

St. Helena.



Selbst für Reisende, die sich nach irgend einem Landungsplatze sehnen, hat diese so vielfach beschriebene Insel beim ersten Anblick etwas Schauerliches. Aus der Ferne gleicht sie einem öden, dunkelgrauen, 2600 Fuß über die Fläche des Meeres emporragenden, basaltartigen Felsenklumpen. Doch möchte ich behaupten, daß auch hier, wie in fast allen Situationen des Lebens, der Schein trügt, weshalb man sich nicht durch den ersten Eindruck in der Beurtheilung bestimmen lassen soll. — Jedem — der nicht als eingefleischter Napoleonist einer unveränderlich vorgefaßten Meinung huldigt — bietet, gleich beim Anfahren auf der Rhede die niedliche Stadt James-Town die angenehmste Ueerraschung. Sie liegt in einem kleinen Thale, zwischen großen Bergen eng eingeschlossen. Schöne Häuser mit Gärten, eine Kirche sehr reinen, ernstern Stils bilden den Vorderplan. Weiter im Hintergrunde, schon etwas höher, liegen die Kaserne, das Hospital und das von Sir Hudson Love erbaute Hôtel des Gouverneurs, lauter ansehnliche Gebäude. Rechts und links von der Stadt fesseln die scheinbar durch Zauberhand errichteten Festungswerke und die Citadelle die Aufmerksamkeit. Eine Erscheinung namentlich ist eigenthümlich. Auf der steilen Mauer des Berges, der die Citadelle trägt, erstreckt sich von der Höhe bis hinab nach den ersten Häusern der Stadt ein dünner schwarzer Streifen, dessen Natur und Bestimmung, von der Rhede aus, erst nach geschehener genauer Untersuchung einleuchten. Es ist eine 626 Stufen lange, senkrechte eiserne Treppe, neben welcher zur Beförderung der Viktualien, und andrer Waaren zwei kleine Eisenwege hin-

ablaufen. Die Einrichtung, sowie die Citadelle lassen sich durch Zahlen würdigen. Für die Creierung dieses Punktes allein wurden 100,000 Pfund Sterling verwendet — eine nicht unbedeutende Ausgabe, die übrigens neben den Gesamtkosten, welche die vollständige Einrichtung St. Helena's verursacht hat, ganz verschwindet. Die Insel ist heutiges Tages so unüberwindlich wie Uden, Malta oder Gibraltar. Wohin die Kabrit-Jäger nicht gelangten, ist es englischen Kanonen gelungen, sich niederzulassen.

Seit ihrer Entdeckung ist die Insel St. Helena ein sehr wichtiger Landungspunkt. Die aus Afrika, aus der Südsee und dem indischen Meere kommenden Schiffe versorgten sich daselbst anfangs mit Wasser, und später, bei Entwicklung der Landescultur, auch mit verschiedenen Nahrungsmitteln, was von vorn herein der allgemein verbreiteten Behauptung widerspricht, die Insel sei ganz unfruchtbar. Während Napoleons Gefangenschaft hörte der Verkehr daselbst auf. Nach dem Ableben des Kaisers wurden die früheren Verhältnisse wieder hergestellt. An 3000 Fahrzeuge aller Nationen benutzen Jahr aus Jahr ein die Insel. Ihre Lage ist hiezu ganz vortheilhaft. Nur kommt es wegen der herrschenden Süd-Ostwinde darauf an, die geographische Höhe nicht zu verfehlen; sonst wird es ohne einen bedeutenden Durchstecher unmöglich, sie zu erreichen. Das Wasser, das sie bietet, ist gesund, obwohl es in den Fässern einen eigenen Geschmack annimmt. Ich vermuthe, daß es Eisentheile enthält. — Da die gegenwärtig schon lau betriebene Produktion der Insel kaum für ihre 6000 Einwohner hinreichen würde, so bezieht man allen Bedarf an Schiffsproviand von dem Kap der guten Hoffnung.

Ohne das Vorhandensein der peremptorischen Eigenschaft der Lage würde indessen St. Helena

unbesucht bleiben, ja wie die Pest vermieden werden; nicht besonderer Gefahren, sondern der negativen, über alle Maßen theueren Gastfreundschaft wegen, die man dort genießt. Der englischen Regierung, den Insulanern, können deshalb keine Vorwürfe gemacht werden; diese sind hier ganz außer Schuld. Einen einzigen Menschen trifft der Vorwurf. Einem englischen Schylok nämlich, einem Gastwirth, der zugleich den Titel eines französischen Honorar-Consuls*) führt, ist es gelungen, das unumschränkste Monopol im Lande auszuüben, und alle Fremde, die Amerikaner ausgenommen, sich tributpflichtig zu machen. Zunächst benutzte er seinen, der Himmel mag wissen durch welchen Zufall erworbenen Titel, um Lieferant der französischen Schiffe zu werden. Nachdem er einige Zeit dies Handwerk mit allem Nachdruck getrieben, eröffnete er einen Laden, in welchen er europäische Fabrikate zu den übertriebensten Preisen verkaufte. Er war der Erste, dem die Idee eines Assortiments für Reisende eingefallen war, und er erwarb dabei ungeheures Geld. Endlich kam er auf den Gedanken, einen Gasthof zu errichten, und mit anderen weniger bemittelten Gastwirthten also zu konkurriren.

Ich besuchte das Schloß des Gouverneurs, die Kirche, die Elementarschule, ein Paar Bastionen und die Kaserne. Manche Anstalten der Art habe ich schon in meinem Leben gesehen; doch muß ich gestehen, daß der Anblick des englischen Comfort mich so frappirte, daß ich mich gegen die Anglomanie, welche Europäer zuweilen nach dem Kontinente aus England herüberbringen, sehr zur Nachsicht geneigt fühlte. Schloß und Bastionen, Kirche und Elementarschule hätten überall ihren Rang würdig behauptet. Die Kaserne — die einen großen Hof enthält, in welchem ein Paar Regimenter bequem manövriren können — fiel mir durch die zu Gunsten der Soldaten getroffenen Einrichtungen auf. In den schön gelüfteten, kokett gehaltenen Räumen hat jede Gemeinde seinen eigenen Wasch- und Pugapparat, sein eigenes Bett mit Matratze, Kissen, Decke und reiner Wäsche. Die eisernen Bettstellen

*) Diesen Titel darf man nicht mit dem eines besoldeten wirklichen Consuls (Consul en titre, — Consul missus) verwechseln.

lassen sich, vermöge einer mechanischen Vorrichtung, verkürzen, um bei Tage Raum zu gewinnen. Die Küche der Kaserne konnte ich, in Hinsicht der Sauberkeit und der Menge und Größe der Geräthschaften, nur mit der des Invalidenhauses zu Paris vergleichen. Die Kost ist ausgezeichnet und im Ueberfluß. Das Brod der Gemeinen ist weißer als unser deutsches Weißbrod. Morgens und Abends bekommt er sein Glas Bin und zu Mittag sein Maß Porterbier. Von seinem nicht unbedeutenden Solde kann er die Hälfte für Tabak verwenden. Es war eine wirkliche Freude, diese englischen Soldaten anzusehen, wie wohl und munter und stark sie waren. Eine gute Kost schlug bei ihnen an. Ich habe mir sagen lassen, und ich bin selbst der Meinung, daß der Engländer das tropische Klima deshalb besser verträgt als andere Europäer, weil er dort nichts in seiner Lebensweise ändert, und weil diese, eine durchaus kräftige, ernährende, die von der Hitze in Anspruch genommenen Säfte ersetzt.

Ich hatte zu Pferd, von Longwood aus, die oberen zum Theil unbebauten Gegenden der Insel durchzogen. Sie waren mir über Erwarten fruchtbar erschienen. Auf meiner Wanderung sah ich Palmen, Limonen, Citronen und Drangenbäume, die wild aufwuchsen. Ich kehrte in Wirthschaften, welche englischen Verwaltungsbeamten gehören, ein, und fand Obst und Bäume aller Art: Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Goujaven u. s. w. auch Maronen und Eichen. Das Mittagmahl, das mir in einer dieser Besitzungen dargeboten wurde, bestand, mit Ausnahme des Porters und des Scherry, ganz aus Landesproduktionen. Das Gemüse, so wie die Früchte, kamen aus den Gärten. Die Beefsteaks lieferten einheimische Ochsen, die auf leidlichen Wiesen vor mir weideten. Auch waren mir Schaafheerden begegnet. Auf den zahlreichen, wenn auch kleinen Plateau's dagegen, wo bei zweimaliger Regenzeit, im Januar und Juni, das Klima mild ist, und das Thermometer beständig zwischen 9 und 22 Reaumur schwankt, können die meisten europäischen und viele tropische Culturen gedeihen. Ich erfuhr noch, daß Erdbeben St. Helena unbekannt, und daß Stürme, der Heftigkeit des Windes auf der Rhede ungeachtet, selten sind.

Fenilleton.

Replik. Herr A. E. räumt in seinem zornigen Aufsatz wider die Erklärung mehrerer Bürger Dypeln's ein: daß der Literat Feodor Wehl die Gedichte des Fräuleins R. . . auf eine nicht zu billigende Weise beurtheilt habe, er übergeht es aber mit Stillschweigen, daß er nicht nur die Bewohner einer ganzen Stadt durch seine einem rohen Zerrbilde gleichenden Schilderung zur Widerlegung seiner Kränkung herausgefordert hat, und im Auftrage vieler achtbaren und gebildeten Bewohner Dypeln's übernahm der Unterzeichnete ihren gewiß für eine solche Herabwürdigung gerechten Unwillen in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, welche unter der neuen Redaktion wieder das Vertrauen und den Beifall der gebildeten Lesewelt sich erworben hat, die solche unter der Redaktion des Hofraths Winkler (Theodor Hell) in einer langen Reihe von Jahrgenossen hat.

Da übrigens noch in der Recension der Gedichte des Fräulein Agnes R. einige Dichter einer früheren Periode der deutschen schönen Literatur auf eine herabwürdigende Weise erwähnt worden, und mehrere der neuesten, vor welchen der Herausgeber der Jahreszeiten wegen ihrer Tendenz aus Wahlverwandtschaft eine abgöttische Verehrung an den Tag legt, Weihrauch ausstreute, so erforderte es die Pietät, gegen diese, gelinde gesagt, sehr partiische Ungerechtigkeiten sein Mißfallen zu erkennen zu geben. Der Unterzeichnete erkennt keineswegs die Talente eines H. Heine, Freiligrath, Herwegh; bei Andern, die A. E. erwähnt, ist ihm dieses Talent sehr problematisch, aber er bedauert, daß diese namentlich Angeführten keinen rühmlichen Gebrauch davon gemacht mit Bezug auf eine Stelle aus Hippel's Schriften. Dieser geniale Dichter sagt: in den Lebensläufen in aufsteigender Linie: „die Dichtkunst sei ein Pathengestirn, das eine wohlthätige Fee einem Lieblingskinde in die Wiege lege“ und setzt dann hinzu: „was kann sie dafür, wenn der Beschenkte es in der Folge in der ersten besten Kneipe liederlich durchbringt.“ Es ist doch wohl keine beneidenswerthe und ehrenvolle Celebrität, wenn man unfreiwillig, aus Furcht wegen seiner Verfe vor die Schranken eines Gerichtshofes gezogen zu werden, seinen Wahnsinn verläßt, und wenn man dann deshalb oder anderer groben Verbrechen wegen zur Gefangenschaft verurtheilt worden, aus solcher entflieht, und der Name nicht bloß im Meßkatalog, sondern auch in Zeitungen in Steckbriefen zu lesen ist.

Heinrich Wittig.

Ein Vergleich zwischen Triest und Venedig giebt ein lebenswarmes Bild der jetzigen Zustände beider Städte. Die „Neue Zeit“ theilt mit: Triest ist im Erblühen, Venedig im Verblühen und Verwelken. Wer den Hafen von Triest mit seinem Mastenwalde verläßt, der wird seltsam berührt von dem Kontraste im Hafen von Venedig, der gegen jenen von Triest leer genannt werden kann. Obschon Venedig eine fixe, gegen jede Schwankung gesicherte Valuta hat, ist doch sein Verkehr verhältnißmäßig gering. Die Börse, welche gerade unter den gegebenen Verhältnissen zu einer gewissen Bedeutung hätte gelangen können, ist so gut wie fast nicht vorhanden, und die Schuld an all diesem tragen nicht die Lage, nicht die Verhältnisse, sondern der schlaffe Geist der Bewohner, der Mangel an kaufmännischer Energie. Es ist nicht zu leugnen, daß der Hafen Venedigs im Laufe der Zeit von der Sandanhäufung viel gelitten, aber damit hat es sich in jüngster Zeit gebessert, seit auch die Flüsse, die sich in den Golf ergießen, einen regelmäßigeren Lauf nehmen und die Dampfboote einige Regsamkeit in die stillen Wasser bringen. Energische Unterstützung von Seiten eines thätigen kaufmännischen Geistes würde bald das alte Fahrwasser herstellen, und Schutz bietet dieser Hafen mehr als jeder andere. Venedig leidet Mangel an Capitalien, ein Uebel, an dem man immer dort krankt wird, wo man Metallmünze als die einzige Währung betrachtet. Die Kaufmannschaft sollte das Papiergeld wenigstens zum Course an Zahlungsstatt annehmen und dadurch ihre Verkehrsmittel vermehren. Bei andern Kaufleuten von echtem Schrot und Korn hätte man die Errichtung von Hilfsbanken erstrebt, die dort nicht jene Hindernisse haben, wie in den andern Kronländern. Was endlich Venedig vorzüglich Noth thut und auch von der Bevölkerung erkannt wird, ist das ehrliche und treue Anschließen an den Gesamtstaat, denn nur so ist es ihm möglich, mit Triest den Gewinn zu theilen. Wirklich hat sich dort auch die Ruhe befestigt, und es läßt der Geist der Bevölkerung wenig zu wünschen übrig, was auch der Civil- und Militärgouverneur in dem Erlasse ausdrücklich anerkennt, durch welchen er in diesem Jahre die Masken gestattet. Dieser Erfolg ist auch größtentheils sein Werk, da eine Menge kleinlicher, vexatorischer, oft das Gefühl der Bevölkerung verletzender Maßregeln in Venedig nie stattfinden dürften.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
„Mannah“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.
In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.